

Carte blanche, Basler Zeitung vom 18. April

Nicht die Armeewaffe ist das Problem



Mischa Hauswirth

Innert weniger Tage schaffte es die Armee gleich zweimal, negativ ins Medienecho zu geraten. Genauer gesagt die Armeewaffe, jene Leihwaffe also, die jeder Angehörige der Schweizer Armee zu Hause aufbewahren darf. Zuerst machte ein Vorfall im St. Gallischen Altstätten Schlagzeilen, wo ein 31-Jähriger mit dem Sturmgewehr auf einen 24-Jährigen schoss und ihn lebensgefährlich verletzte. Am Samstag dem 14. April kam es zu einem erneuten Vorfall: In Interlaken schoss ein 26-Jähriger mit einer Faustfeuerwaffe der Armee durch die Glasscheibe einer Bar auf eine Gruppe junger Barbesucher. Zum Glück wurde niemand verletzt.

Die Vorfälle sind Wasser auf die Mühlen jener, die gegen eine Milizarmee und gegen den Schiesssport mobil machen. Zwar geht es um Waffen der Schweizer Armee und nicht um die persönlichen Waffen von Schützen, doch in den Diskussionen wird auf solche Details nicht Rücksicht genommen. In erster Linie geht es um die Armee, in zweiter Linie um den Schiesssport und alle Waffen. Schützenvereine können ein Lied davon singen, wie Behörden und Anwohner ihnen den Sport vergällen wollen. Die verbogene Logik von Waffengegnern: Sind die Waffen erst mal verboten, gibt es keine solchen Delikte mehr.

Die Armee hat ihre Dienstleistenden an der Waffe auszubilden. Nicht nur im Hinblick auf möglichen Feindkontakt – was heute hypothetisch ist –, sondern auch zum Schutz der eigenen Soldaten. Damit der Umgang sitzt und die Sicherheit möglichst gross ist, heisst es für den Dienstleistenden üben, üben und nochmals üben: entsichern, laden, schießen, entladen, sichern, zerlegen, reinigen und so weiter. Mühsam, jedoch unerlässlich. Gerade hier hat die Armee in den vergangenen Jahren auf Druck der Öffentlichkeit Abstriche gemacht. Schiessen und Waffenkenntnis haben nicht mehr den gleichen Stellenwert wie vor 20 oder gar 50 Jahren.

Schützenmeister der Schützenvereine erzählen haarsträubende Geschichten vom Obligatorischen, wie das jährliche Übungsschiessen für Angehörige der Schweizer Armee heisst – zum Beispiel diese: Ein Wehrmann kam mit seinem Sturmgewehr in den Schiessstand, um das Obligatorische zu absolvieren. Er hatte eine Waffe, aber keine Ahnung, wie er das Magazin einsetzen muss. Und als ihn der Schützenmeister aufforderte, die Waffe zu entladen, hatte er keine Ahnung, was er tun musste.

Heute, wo alle von Prävention durch Information reden, gerät ein wichtiger Bestandteil in den Hintergrund. Weil in der Gesellschaft die Akzeptanz für Gewehr- und Schiessübungen abnimmt, hat die Armee die Ausbildung am Sturmgewehr heruntergefahren. Damit bleibt wenig Zeit, eine Grundregel der Schützen zu vermitteln: Mit Waffe und Munition treibt niemand Schabernack. Schüsse für den Privatgebrauch abzuzweigen, ist ein untolerierbares Vergehen. Wer jemals sich die Mühe machte, bei einem Schützenverein vorbeizuschauen, muss sich zumindest der Frage stellen, ob sein Klischee von den «ballernden Wehrhaften», wie sie die Medien gerne darstellen, wirklich zutrifft. Bei der politischen Treibjagd auf Armeewaffenbesitzer und Schützen blenden die Gegner etwas gerne aus: Jugendliche entdecken den Schiesssport für sich, gerade im Bereich Kleinkaliber. Darunter viele Mädchen und Frauen. Die Mischung aus Präzision, Körperbeherrschung, mentaler Stärke und Konzentration kommt an. Mit Ballern erreicht niemand Spitzenresultate. Nein, Schützen sind echte Sportler (auch wenn es wie in jedem regionalen Turnverein solche gibt, die im Clubhaus aktiver sind als beim Wettkampfgeschehen). Warum Armeewaffenpolemik immer auf die Schützengesellschaften durchschlägt, lässt sich leicht erklären: Den Waffengegnern und Armeeabschaffern geht es nicht um eine differenzierte Darstellung, sondern darum, die Angst vor Waffen zu schüren und den Pistolen- und Gewehrbesitzern jegliche Selbstverantwortung abzuspülen. Mit Polemik lässt sich leichter Stimmung machen als mit Fakten.

Sinnigerweise kommen die meisten Waffengegner aus dem links-grünen Lager, also genau jenen Kreisen, die bei jeder Kriminalstatistik die Zahlen relativieren und gerne von Einzelfällen reden. Gerne erinnern sie daran, dass es in einer «offenen Gesellschaft» keine absolute Sicherheit gibt und ein Restrisiko akzeptiert werden muss. Bei Drogen, Messerattacken und Extremsportarten kommt das Toleranzprinzip zum Zug. Nicht so bei Armeeingehörigen oder Schützen – sie stehen in Generalverdacht. Die Waffengegner arbeiten daran, die Armee und den Schiesssport systematisch zu demontieren.

Im Falle des Rekruten, der 2007 in Zürich mit seiner Armeewaffe wie ein Sniper eine junge Frau erschoss, ist nicht die Waffe das Problem, sondern die Person. Ebenso 2011, als im Kanton Bern bei einer Zwangsäumung ein Mann mit einer Armeepistole einen Polizisten erschoss. Natürlich hätten die Männer, welche die Delikte in Altstätten und in Interlaken begangen haben, keine Waffe besitzen dürfen. Im Verhältnis zu den Zehntausenden von Armeeingehörigen und Schützen jedoch, die sich nie etwas zuschulden kommen lassen, sind die tragischen Zwischenfälle überbewertet.

Die Armee oder die Schützenvereine deshalb grundsätzlich infrage zu stellen, widerspricht dem Gedanken eines mündigen Bürgers. Nur weil es jährlich zu Dutzenden von Verkehrsopfern kommt, verbietet ja auch niemand das Autofahren. Nur weil ein Armeeingehöriger mit seiner Waffe Mist baut, sind nicht alle Truppenangehörigen schiesswütige Pistoleros.